

Zeitschrift:	Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber:	Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen
Band:	37 (1966)
Heft:	10
Artikel:	Dreimal Internat in 75 Lebensjahren
Autor:	Wehrli, Dora
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-807276

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dreimal Internat in 75 Lebensjahren

Die «Rettungsanstalt»

Was war eine Rettungsanstalt? — Da hatte sich in der Stadt eine Gruppe evangelischer Männer vereinigt, die es ernst nahmen mit ihrem Christentum und mit ihrer Bereitschaft, um Christi willen etwas Gutes zu tun an denen, die Hilfe brauchten. Ein gütiger Arzt war dabei, von sehr kleinem Wuchs und sehr weitem Herzen, der sich auskannte bei den hilfsbedürftigen Leuten der Stadt. Und der Kaufmann «hinterm Turm» war dabei. Wochentags bediente er seine Kunden am Ladentisch. An den Sonntagen leitete er die Gottesdienste einer Minoritätsgemeinschaft, und nachmittags führte er seine zahlreiche Kinderschar auf weite Wanderungen durch den grünen Ring der Stadt. Da liess er sie teilnehmen an seiner lebendigen Naturliebe und an seinen gründlichen Kenntnissen der Botanik und Pharmazie.

Diese zwei und noch andere lebendige Männer waren durch allerlei Elend in den Familien bewegt und fühlten sich getrieben, die «Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder» zu begründen. Das war im Jahre 1841. Man wollte die Kinder aus der Not ihrer Familienverhältnisse «retten» und dachte bestimmt damals nicht daran, was man ihnen mit dieser Namensgebung für ihr späteres Fortkommen an Demütigungen einbrachte. 1884 wurde mein Vater als vierter Leiter an diese Anstalt berufen. In einem Jahresbericht 1888 spricht er sich so aus:

«Es muss zugegeben werden, dass viele Stätten christlicher Barmherzigkeit ein Beleg dafür sind, dass Gott Menschen durch Menschen heilt. Aber in allen Anstalten, in denen ein geistiger oder leiblicher Heilungsprozess vor sich gehen soll, macht man die Erfahrung, dass gewisse leibliche oder seelische Vorgänge unerwartet in andere Stadien übergehen; es kommt anders, als wir Menschen es geplant. Wir sehen, die letzten entscheidenden Eingriffe sind unserer Hand entnommen. Wir müssten den Kindern ein hohes Mass von Selbstbestimmung überlassen dürfen, aber so, dass doch die Fäden ihres Lebens zur Schlusskorrektur wieder in unseren Händen zusammenliefern, so dass wir etwa zu einem Kinde, das uns nicht verstehen will, sagen könnten: „Es hat einstweilen nichts zu bedeuten, du kommst uns ja doch wieder.“ Jenem Vater in Jesu Gleichnis ist es in der Erziehung seines Sohnes bei solcher Methode gelungen. Er wollte den Sohn in seiner Entfremdung vom Vaterhaus nicht mit Gewalt an dieses fesseln, sondern ruhig die Zeit abwarten, bis die hochfahrenden Pläne seines Kindes beim Treberhaufen im fremden Lande würden zerschellt sein. Das Erziehungsresultat jenes Vaters gehört noch heute zum Herzbeweglichsten, was man in der Erziehung sich unter Erfolg nur denken kann. Wenn wir aber notgedrungen auf solche Methode verzichten müssen, so ist uns doch das ein mächtiger Trost, dass jener Vater wirklich lebt, und dass er heute noch diese Methode bei seinen Kindern anwendet. Der Blick in dieselbe hinein wird für uns Menschen, die wir ein nachfolgendes Geschlecht zu erziehen haben, um so heller, je mehr wir jenes Vaters Knechte sein wollen. Das wären nun aber freilich nichtswürdige Knechte, die die Hände in den Schoss legten und den Herrn allein arbeiten liessen. So haben wir Eltern und Lehrer in Treue das zu tun, was uns, den menschlichen Erziehern, als Aufgabe gestellt ist...»

In einem andern Bericht nahm er Stellung gegen diejenigen Leute aus dem Publikum, die aus den öffentlichen Berichten des Hausvaters nähere Angaben über einzelne Kinder zu lesen wünschten.

«Die Eingetretenen sind lauter Kinder, bei denen sich die Familienerziehung als unzureichend erwies. Wir erachten es als heilsam, wenn deren Vergangenheit hier nicht ans Licht gestellt werden muss. Auch verwahrloste Kinder sind Pflanzen des himmlischen Gärtners, auf die er sein Anrecht geltend macht wie auf die wohlerzogenen. Da gilt es, bei der Veränderung des geistigen Klimas des Kindes auf alles zu achten, was dem geschädigten Pflänzchen förderlich oder nachteilig sei. Das Blosslegen der Wurzel schadet der Pflanze, das Zudecken nützt. Das lässt sich auch auf die Erziehung verirrter Kinder übertragen...»

Aus gleichem Grunde kämpfte Vater später gegen den Namen «Rettungsanstalt» und damit gegen die Haltung, die die Öffentlichkeit gegenüber Anstalten und Anstaltskindern einnahm. Nach weitverbreiteter Ansicht hatten Anstaltskinder arm, ärmlich zu sein und zu bleiben. Als zum Beispiel in der Haushaltrechnung ein Posten für Zahnbürsten aufrückte, gab es vom Kassier eine Reklamation: «Verschwendungen für eitle Dinge! Diese Kinder bleiben in bescheidenen Verhältnissen und benötigen diesen Luxus nicht.» — Sparsamkeit war zeitweise die oberste Forderung eines gestrennen Kassiers inmitten des sonst gütigen, vertraulichen Anstaltsvereins. Das Pflegegeld pro Kind und Jahr betrug 200 Fr. und wurde von wohlthätigen Privaten, von Gemeinden oder Angehörigen der Kinder auch so noch oft mühevoll aufgebracht. Der Rest zum Unterhalt musste durch Geschenke und durch die Erträge der grossen Landwirtschaft bestritten werden. Vater war bemüht, die Mitarbeit der Kinder in derselben so zu gestalten, dass sie neben der Schule so viel als möglich ihrer Erziehung und Bildung diente. Sowohl diese «Arbeitstherapie» wie den Schulunterricht, den er mit der Hausmutter und einer Lehrerin teilte, betrieb er sehr gewissenhaft.

In diese Rettungsanstalt hinein wurde ich 1891 geboren, und außer meinen älteren Geschwistern waren die Anstaltskinder die ausschliesslichen Genossen meiner frühen Jugend. Mit ihnen teilte ich das Schul- und Alltagsleben. Ob wir Hauselternkinder da nicht schlimmen Einflüssen ausgesetzt seien, wurde meine Mutter von einer Freundin gefragt, die einen Einblick in die Situation hatte. Gewiss waren wir das. Es traten etwa Buben und Mädchen ein, die schon recht «interessante» Erlebnisse hinter sich hatten und bei Gelegenheit gerne damit prahlten. Ich erinnere mich eines solchen Mädchens, das ich mir gleich nach seinem Eintritt zur Freundin erkör. Man liess mich gewähren. Erst viele Jahre später bekam ich in Mutters Aufzeichnungen über ihre Jüngste folgende Sätze zu lesen: «Das gute Kind ahnt ja nicht, welche Vergangenheit E. hinter sich hat. Und ich darf E. auch die Gelegenheit nicht vorenthalten, sich beim reinen Kinde zurechtzufinden, obwohl mir das Herz oft zittert und ich dringend bete für beide. Denn um E. wäre es wirklich schade, wenn sie wieder zurück sinken müsste. Einen Ersatz könnte ich ja meinem Kinde doch auch nicht bieten...»

Mein Vater war mit den Anstaltskindern so beschäftigt, dass er für seine eigenen keine Zeit hatte. Er überliess uns der Mutter, und sie suchte, oft in grosser Not, ihren Pflichtweg zwischen der eigenen Familie, der Buchführung, die ihr oblag, ihrem Teil am Schulunterricht — denn auch sie war Lehrerin —, und

der Betreuung der grossen Kinderschar, auch ihrer Hauptaufgabe. Es standen den Hauseltern vier Hilfskräfte zur Verfügung: eine Lehrerin, in späteren Jahren durch einen Lehrer ersetzt, eine Arbeitslehrerin, eine Köchin, und ein «Knecht» für die Landwirtschaft. Diese meistens langjährig treuen Mithelfer haben entscheidend auf mein junges Leben eingewirkt und sind mir in lieber Erinnerung geblieben. Meine Freundschaftsbeziehung zu ihnen blieb bis zu ihrem Tode bestehen und übertrug sich noch auf ihre Nachkommen. Ich erinnere mich eines Gespräches zwischen meiner Mutter und der getreuen Köchin:

K.: «Der Knecht ist unzufrieden, weil es nur zweimal in der Woche Fleisch gibt. Wir müssen am Obertisch öfter Fleisch aufstellen.»

M.: «Und damit den Unterschied zwischen Kindertischen und Obertisch noch grösser machen. (Alle speisten im selben Saal. Am Obertisch sassen mit der Hausvaterfamilie die Mitarbeiter.) Wie wirkt sich der wachsende Unterschied zwischen beiden Esstischen bei den Kindern aus? Können wir doch nicht einmal die Blechtteller der Kinder, aus denen sie Kaffee, Suppe und alles andere essen müssen, durch ordentliches Essgeschirr ersetzen?»

Man war durch den Sparsamkeitszwang genötigt, durch Engros-Einkäufe die Bekleidung der Kinder, soweit sie nicht geschenkt wurde, uniform zu gestalten. Gern hätte meine Mutter es anders gehalten. «So sind unsere Kinder überall, auch auf den regelmässigen Kirchgängen, als Anstaltskinder gezeichnet. Es sollte nicht so sein.»

Der Gesangunterricht wurde von der Hausmutter erteilt. Es wurde viel und überall gesungen im Tageslauf, zumal beim Gemüserüsten, Holder rüpfeln, bei jeder kollektiven Zusammenarbeit. Zuweilen wurde die ganze, durch ihren Gesang berühmte Anstaltsfamilie von freundlichen Gönner zu Spaziergängen eingeladen mit der Begründung, man möchte sie wieder einmal singen hören. Ueberdies wurde fleissig Theater gespielt. Es war der Hausmutter ein Anliegen, der zum Teil verderbten Phantasie der Kinder neue Inhalte zu geben. Von Hobbies wusste man damals noch nichts — höchstens Briefmarkensammeln —, und zum Basteln fehlte noch alles, die Anregung, die Zeit, der Raum und die Werkzeuge.

Das ist ein kleiner Einblick in die Rettungsanstalt von anno dazumal, vor 60 und 80 Jahren. Wie anspruchslos mussten «Anstaltskinder» sein! Und doch blieben sehr viele derselben ihr Leben lang den Hauseltern treulich zugetan und übertrugen ihre dankbare Anhänglichkeit auch auf uns, deren Kinder. Zahllose Ehemaligenbriefe geben davon ein lebendiges Zeugnis.

Man kann sich kaum vorstellen, wie viele Kämpfe gegen unvorstellbare Vorurteile im Publikum es meinen Vater und andere Kinderfreunde gekostet hat, bis nur der Name «Rettungsanstalt» in «Erziehungsanstalt» gewandelt werden durfte. Die Benennung «Anstalt» hat sich noch in paar Jahrzehnte lang mit grosser Zähigkeit behauptet.

«Mein» Kinderheim

Im Jahre 1912 war ich Lehrerin geworden und betrieb mit grosser Freude meinen Beruf, auch ein paar Jahre lang im Ausland. Doch hatte mich die Umwelt meiner

Neue Rubrik: «Fachblatt-Forum»

Einer Anregung aus dem Leserkreis Folge leistend, möchten «Fachblatt»-Kommission und Redaktion eine neue Rubrik schaffen, welche unter dem Titel «Fachblatt-Forum» mit Beginn des nächsten Jahres im VSA-Blatt regelmässig nach Bedarf erscheinen soll. Ihrem Namen gemäss soll diese Rubrik die Funktion eines sogenannten Briefkastens erfüllen, der allen Heimleiterinnen und Heimleitern sowie den «Fachblatt»-Lesern überhaupt ohne jede thematische Einschränkung offensteht. Darin werden Ratschläge und Hinweise aus der und für die tägliche Praxis im Heim ebenso Platz finden wie Anfragen und persönliche Meinungsäusserungen, wobei wir es für besonders wünschenswert halten würden, wenn solche Anfragen nach Möglichkeit auch wieder aus dem Leserkreis beantwortet werden könnten. Als wichtigstes Erfordernis heben wir hervor, dass in die neue Rubrik Zuschriften aufgenommen werden sollen, die von den Verfassern der Redaktion spontan zugeschickt werden und die nicht eigens bestellt werden müssen. Sofern auf diesem Wege ein natürlicher Meinungsaustausch zustande kommt, versprechen wir uns daraus eine Vertiefung des Kontakts unter den Lesern des «Fachblatts» selbst wie auch zwischen Leserschaft und Redaktion, was beides für Heimleiterinnen und Heimleiter mit beträchtlichem Gewinn verbunden sein dürfte. Im Wissen darum, dass die neue Einrichtung freilich nur dann lebensfähig und von Nutzen sein wird, wenn sie auf eine ausreichende Bereitschaft zum Mitmachen stösst, empfehlen wir sie schon jetzt — also frühzeitig genug! — dem Verständnis und der wohlwollenden Aufmerksamkeit unserer Leser. Wer sich mit einem Anliegen trät, wer für kleinere und grössere Probleme von Kollegen Hilfe und guten Rat erhofft, oder wer umgekehrt als Ratgeber seine persönlichen Erfahrungen anderen Kollegen mitteilen will, greife unverzüglich zur Feder. Viele Dank!

H. B.

Kindheit irgendwie aufs Internat verpflichtet: auf ein wirkliches Heim für Kinder, die des eigenen Familiennestes verlustig gingen. Schon als junges Mädchen hatte ich diesen Wunsch halb scherhaft so formuliert: «Nein, einen Mann möchte ich nicht haben, wohl aber ein Dutzend Kinder.» Eben nicht eine Anstalt, sondern eine Familie. Da sollten alle am gleichen Tisch aus heimeligem Essgeschirr das gleiche Essen — möglichst abwechslungsreich und etwas Gutes — vorgesetzt bekommen... Item, alle Unzulänglichkeiten des Anstaltslebens sollten hier nicht mehr sein.

Viel später erst ist mir zum Bewusstsein gekommen, dass diesen Plänen auch wieder ein gewisser Irrtum anhaftete: In einem Erholungsheim mag eine nur weibliche Leitung wohl genügen. Da kommen die Kinder nachher wieder in die Familie heim. Aber in einer Erziehungsanstalt gehört neben der Mutter auch ein Vater.

Mein Wunsch wurde ziemlich genau erfüllt, sozusagen ohne mein Zutun. Nachdem ich gut zehn Jahre lang mit viel Eifer und Freude im In- und Ausland Schule gehalten hatte, bekam ich vom Blaukreuz-Verband die Anfrage, ob ich mich entschliessen könnte, die Einrichtung und Führung eines Kinderheims zu übernehmen. Durch ein Vermächtnis war dieser Verband in den Besitz einer Liegenschaft gekommen, in der man nun ein «Heim für Trinkerkinder» einrichten wollte. Es wurde mir nun doch nicht ganz leicht, die geliebte Schulstube gegen diese Aufgabe zu vertauschen, entschloss mich aber nach reiflicher Ueberlegung doch dazu. Allerdings nahm ich den Namen «Trinker»-kinderheim nicht an. Meine Eltern, nunmehr im Ruhestand, freuten sich mächtig darauf, Grosseltern zu werden in einer Kinderfamilie nach ihrem Herzen, zumal ihnen leibliche Enkel leider fehlten. Und sie wurden auch ideale Kinderheim-Grosseltern.

Im verwahrlosten Haus am Berghang begann im Winter 1921/22 meine Tätigkeit mit Putzen und Frieren. Erst nach vielen Räumungs-, Bau- und Installationsarbeiten konnte man sich im Januar zur freudigen Einweihung rüsten, an einem strahlenden Wintertag, und dann zogen die ersten Kinder ein. Ueber den Eintritt des ersten Kindes lese ich in meinen Aufzeichnungen den folgenden Bericht:

«Am Sonntag nach der Einweihung brachte mir die bekümmerte Frau eines schweren Trinkers ihr einziges Mädchen als Pflegekind. Mit vollem Vertrauen. Nur eines schien ihr Bedenken zu machen: Auf einem Foto-bild des Hauses, das früher ein privates Heim für schwachbegabte Kinder gewesen war, waren zwei Mädchen mit glattgeschorenen Köpfen zu sehen gewesen (wahrscheinlich wegen der Läuse!). „Wird nun mein Lini auch so geschoren?“ erkundigte sie sich mit resigniertem Kummer, und war erleichtert zu hören, dass dies bestimmt nicht geschehen würde. Diesem Thurgauerkind folgten bald andere, die meisten aus der Stadt. Später einmal kam atemlos eine junge Frau mit einem noch nicht vierteljährigen Büblein, das sie dreieinhalb Stunden weit auf den Armen zu Fuss dahergetragen hatte: „Nehmen Sie mein Kindlein bei sich auf, oder ich renne mit ihm in die Thur! Ihr Mann trinke ‚ase schüli‘, dass das Kindlein zuhause gefährdet sei.»

Mit den allerersten Kindern bewältigte ich den Haushalt allein. Es waren lauter Kinder im Schulalter, und es war vorerst beschlossen, sie in die öffentliche Schule zu schicken. Sie teilten meinen Feuereifer für die weitere Gestaltung unseres Heimes, und wir hatten eine überaus schöne Zeit in unserer neu erstandenen Familie. Als diese zahlreicher wurde — Platz hatten wir damals für 12 Kinder —, kam eine Gehilfin dazu. Nach einiger Zeit zeigte es sich, dass ich schwierigere Kinder nicht länger der Gesamtschule des Dorfes zumuten durfte. Es entstand langsam unsere Heimschule. Dadurch änderte sich nach und nach der Charakter unseres Heims, denn die Fürsorgebehörden brachten uns nun fleissig Kinder wegen Erziehungs- und Schulschwierigkeiten. Man schätzte meine sehr kleine Heimschule wegen der Tatsache, dass hier ganz individuell unterrichtet werden konnte.

Zu unserem Jahresablauf gehörten ausser der Schule und der Arbeit in Haus und Garten zahlreiche Wanderungen durch die hiezu ideal gestaltete Gegend: Die

Churfürsten und der Speer, der Neuenalpspitz und der Säntis boten uns prächtige Wanderziele, und es bot sich alljährlich auch Gelegenheit für längere Wanderungen, besonders nachdem uns ein Zelt geschenkt wurde.

Ausgiebig wurde bei uns auch gefestet. Nicht nur alle Geburtstage und üblichen Feste boten Anlass dazu. Das neu gedeckte Dach, das fertig gestrichene Haus wurde mit den betreffenden Handwerkern gefeiert, und selbstverständlich mit den Vorstandsmitgliedern der Gründungstag im Januar. Damit das Interesse der zappeligen Kinder an der Weihnacht nicht durch die reichlichen Geschenke von dem eigentlichen Inhalt des Festes abgelenkt würde, feierten wir am Heiligen Abend in aller Konzentration auf die Weihnachtsgeschichte einfach den Geburtstag des Heilandes, ohne Geschenke. Der Glanz des Christbaumes und der Lichtlein-Umzug durch's Haus hinauf in die Schlafräume beschlossen diese Feier. Die Bescherung der Geschenke erfolgte am Morgen des Heiligtages. Dann rückten bald die Besuche der Kinder mit ihren Geschenken ein, und es entfaltete sich der übliche Festbetrieb.

Aehnlich «zerlegten» wir Ostern in das Auerstehungsfest und den Ostereiertag. Später haben mir mehrere Ehemalige versichert, dass ihnen von beiden Festen der erste Tag der liebere gewesen sei.

Durch Jahrzehnte hin erstreckte sich meine Aufgabe im Kinderheim Felsengrund, mit Freud und Leid, Gelingen und Unvermögen. Heute sind einige meiner damaligen Kinder schon Grosseltern. Mich zwangen 1945 gesundheitliche Gründe, diese Doppelaufgabe — Heimleitung und Schule — aufzugeben, und einige Jahre später war der Blaukreuz-Verband genötigt, «mein» Kinderhaus anderen Zwecken zuzuführen.

Ruhestand und Altersheim

Nein, meine Berufsarbeit ist mir nie «verleidet». Sie war mit Gottes Hilfe die Freude und zutiefst der Inhalt meines Lebens. Nicht nur mein Beruf war sie, sondern auch meine Berufung. Ich war tatsächlich das, was man einen «Fachsimpel» nannte, fühlte mich glücklich dabei, und mein Leben war reich ausgefüllt.

Nach dem Abschied vom Kinderheim erholten sich meine geschwundenen Kräfte überraschend viel schneller und gründlicher als ich je zu hoffen gewagt hätte. Da durfte ich noch manches Jahr meinen geliebten Lehrerberuf ausüben. Er kam mir sogar leicht vor, da nun nicht mehr die Doppelstruktur Heim-Schule zu bewältigen war. Dank dem akut wachsenden Lehrermangel gelangte ich fast fortgesetzt zum Einsatz in verschiedenster Weise. Ich hatte in Trogen Wohnung genommen, und so ergab es sich, dass meine Dienste speziell im Appenzellerland herum angesprochen wurden. So lernte ich immer neue Kinder, Eltern und Behörden im Land kennen. Ich habe auch persönlich neue Beziehungen gewonnen, deren ich mich heute noch freue. — Oft hat es mich gelüstet, einmal nur die Erinnerungen an all die feinen und anderen Schulpräsidenten aufzuschreiben, oder an die so mannigfaltigen Kollegen, mit denen ich im Lauf dieser Jahre zu tun bekam.

Aber auch dieser freudigen Tätigkeit setzten die «alten Tage» ein Ende. Jetzt, mit 75 Jahren, bin ich zu den

«Passiven» hinübergetreten, indem ich mich als Pensionärin in ein Altersheim begeben habe.

Vorerst hielt ich Umschau. Wie verschieden ist doch ein Altersheim von dem mir vertrauten Wesen eines Kinderheims! Hier werdendes, spriessendes Wachsen, Sich-entwickeln, spannende Prozesse in aufspriessendem Leben. Der Heimleiter ist unbedingt verantwortlich mit all diesem Werden verkettet. Mit richtigem Handeln bringt er Entscheidendes zum Aufblühen, mit ungeschicktem Dreinfahren oder Vernachlässigen richtet er Unheil an. Im Altersheim dagegen neigt sich abnehmendes Leben dem Sterben zu. Die einen, die «Versorgten» im Bürgerheim sind häufig gezwungenermassen hier, viele in einem primitiven und in jeder Hinsicht schon reduzierten Zustand. Da sollte nun so ein Bürgerheimleiter oft eine grosse Landwirtschaft möglichst rationell bewirtschaften und dazu eine vielleicht allzu grosse Anzahl solcher Insassen verständnisvoll betreuen! Ja, ich kenne solche Bürgerheimväter und besonders auch -mütter, denen ihre hilfsbedürftigen Schützlinge anhangen, als wären sie ihre Eltern. Sie finden allzeit den freundlichen Takt und das ermunternde Wort für jedes auch noch so uninteressante Glied des Hauses und wissen jedem die ihm gemäss Beschäftigung zuzuweisen. Und dabei wird der Betrieb doch so geführt, dass auch die Sparsamen unter den Gemeinderäten zufrieden sind.

Altersheime mit zahlenden Pensionären sind in der Regel ein Geschäft, das auch noch rentieren soll. Gehört es einer Gemeinde oder Korporation, so sollte es wenigstens möglichst «sich selber erhalten». Ist es einem grossen Gutsbetrieb unterstellt, so konzentriert sich die Aufmerksamkeit der Gutsverwaltung einseitig auf die wirtschaftlichen Belange derselben. Die Pensionäre sind ja hier nicht wie dort Menschenkinder, für deren werdende Zukunft man im Heim verantwortlich ist. Nicht ihre Zukunft, sondern lediglich ihre Gegenwart ist ins Auge zu fassen. Darunter verstehen viele einfach die leibliche Existenz. Wohl ihnen, wenn die Heimleitung auch ihre Vergangenheit berücksichtigt! Ich weiss von einem Altersheimleiter, dass er in dem Pfarrer-Ehepaar, das in seinem Haus wohnt, wirklich noch den Herrn und die Frau Pfarrer sieht und ihnen als solchen begegnet, ebenso dem ehemaligen Journalisten, dem Professor, der Lehrerin, dem Buchbinde und allen den anderen. Er weiss die ihnen verbliebenen Interessen und Fähigkeiten immer wieder anzusprechen und sorgt auch stets für wertvolle Vorträge im Haus, auch wenn längst nicht alle Pensionäre Interesse dafür zeigen.

Solches Bemühen tut den alten Leuten wohl. Es hilft ihnen das Schwinden der Kräfte leichter tragen. Aber es ist nicht die Regel. Die Regel ist, dass innerhalb und ausserhalb des Altersheims sein Insasse nicht mehr für voll genommen wird, auch wenn er geistig noch intakt ist. Es wird ihm zwar von gütigen Menschen gütig und rücksichtsvoll begegnet, aber mit der Voraussetzung, dass er auch geistig reduziert sei.

Muss jemand eine grosse Gutswirtschaft verwalten, so muss er eben hiefür ausgebildet und geeignet sein. Wenn in diesem Gutsbetrieb noch ein Altersheim eingebaut ist, so wird man von ihm nicht psychologisches Verständnis und Interesse für die einzelnen alten Menschen verlangen, zumal wenn er eine eigene Familie

hat. Aber darauf, meine ich, haben die Pensionäre eines in dieser Art angeschlossenen Altersheimes Anspruch: Dass ihnen eine Heimleiterin zusteht, die sich einzig und allein dem Heim widmen kann und in keiner Weise vom übrigen Betrieb auch noch in Anspruch genommen wird.

Doch will ich von solcherlei allgemeinen Betrachtungen zu meiner eigenen Geschichte zurückkehren.

Ich stand nun also vor der Notwendigkeit, Platz in einem Altersheim zu suchen und wurde darin recht deutlich von der Vorsehung gelenkt. Jetzt bin ich Glied einer Altersheimfamilie mit einer nicht allzu grossen Anzahl von Pensionären.

Von der Aussenwelt her hat mich die Abwertung überrascht, wie ich sie oben angedeutet habe. Gewiss sind in den meisten Altersheimen auch etwa halbschlaue oder sonst wunderliche Kunden oder Kundinnen, die auf der Strasse durch ihr Verhalten irgendwie auffallen. Da nimmt denn ein Publikum «einen für alle» und hält die «alten Leutchen» insgesamt für irgendwie minderwertig, mindestens allesamt für schwerhörig.

Auch unter uns lebt etwa ein «Kauz». Doch setzt sich unsere Hausgemeinschaft, deren Zahl etwas über 20 geht, sozusagen harmonisch zu einer Familie zusammen. Das verdanken wir den positiven, immer hilfsbereiten Elementen unter den Pensionären, die in aller Stille ein gutes Milieu formen helfen. Ich habe zum Beispiel noch von keinem ernstlichen Streitfall innerhalb der Heimfamilie etwas wahrgenommen, aber jeden Tag viele freundliche Hilfeleistungen gesehen und erfahren.

Und wir verdanken dieses Klima vor allem einer tüchtigen Hausmutter.

Ich glaube zwar, die meisten Altersheim-Hausmütter sind tüchtig, wenigstens alle, die ich kenne. Aber die einen haben ihre eigene Familie, der ihr Herz gehört. Anderen fehlt das Einfühlungsvermögen, um auch die schwierigen Pensionäre freundlich zu verstehen, auch wo entschieden reagiert werden muss. Oder sie haben keine liebende Hingabe zu verschenken. Oder sie sind einzige Hausfrauen, Hausbeamtinnen oder Verwalterinnen und begehren gar nicht, ihren Pensionären etwas über die materielle Versorgung hinaus zu bieten. Dann dürfte sich ihr Betrieb nicht mehr «Heim», sondern sollte sich etwa «Alterspension» nennen.

Unsere Hausmutter nun ist eine Heimleiterin von Gottes Gnaden. Sie steht als eine Berufene in ihrer Aufgabe. Ihr wird die Hingabe an die ihr anbefohlenen Menschen täglich geschenkt gemäss ihrer Hingabe an den Vater aller Menschen. Leider wird ihren Kräften zeitweise allzuviel zugemutet. Da greifen dann die Pensionäre je nach ihren Kräften helfend ein. So sind wir in aller Bescheidenheit eine Art Team. Mir scheint, unsere Altersheimfamilie, zu der ich nun schon seit einem Halbjahr gehöre, dürfe sich sehen lassen.

Als mein Berufsleben, das eben mein Leben war, zu Ende ging, erschrak ich über dem Gedanken: «Und was nun? Wie weiter das restliche Leben noch sinnvoll gestalten?» Das Teilhaben an der Lebensgemeinschaft im Altersheim erschliesst neben der Freiheit zu eigenen Liebhabereien noch neue Wege. Auch auf diesem letzten Stück Lebensstrasse gibt es noch zu lernen.

Dora Wehrli